

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 27 (1925)
Heft: 15

Artikel: Das kleine Weltorchester und das grosse
Autor: Taube, Otto Freiherr von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748714>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS KLEINE WELTORCHESTER UND DAS GROSSE

(BERICHT AUS DEM DEUTSCHEN REICHE)

Allen Geistern, die über die Sonderfragen ihrer engeren Umwelt hinaus nach einer Schau der Gesamtwelt gestrebt haben, ist das All als Einheit entgegentreten, und so haben sie sich vor der Frage gesehen, wie die stets und überall wahrgenommene Weltmannigfaltigkeit, die Fülle der einzelnen Gesichter, sich zu dieser Gesamteinheit verhalte. Die Logik simplifiziert; sie tut ihre Schritte stets folgerichtig, das heißt in *einer* Richtung; sie steht im Zeichen des entweder – oder. So war es denn ihr gemäß, die eine dieser beiden – sagen wir – Welterscheinungen zu verleugnen, und zwar, da sie ihrer Art nach die Einheit nicht läugnen konnte, leugnete sie die von anderen menschlichen Vermögen erlebte und wahrgenommene Mannigfaltigkeit. Sie tat sie ab als Welt der Erscheinung oder gar des Scheins. Inder, Plato, deutscher Idealismus, Schopenhauer, sie alle leugneten die Wirklichkeit dessen, was der «gesunde Menschenverstand», um dieses von Bergson wieder philosophisch hoffähig gemachte Vermögen mit Namen zu nennen, zur Wirklichkeit rechnete, oder hielten das doch wenigstens für eine Wirklichkeit niederer Ordnung, verglichen mit einer logisch erfassten anderen Wirklichkeit, die sie für die höhere oder gar für die einzige ausgaben.

Selbst in das Christentum, dessen Ursprung alogisch ist und dessen Verquickung mit Logik gläubiger Jugend oft so anstößig erscheint, drang die Logik ein, bald aristotelisch, bald platonisch, – und man hat sogar Kirchenmänner den persönlichen Gott zur einzigen oder höheren «Wirklichkeit», zum «ens realissimum», entpersönlichen und die von Christus als Wirklichkeit behandelte Welt zu einer solchen minderer Wirklichkeit abstrahieren hören. Denn Logik, quantitativ abstufend, kennt nur Realitäten verschiedener Ordnung, nicht die Realitäten verschiedener Eigenschaft, wie der gesunde Menschenverstand, auf dem Christus seine Lehre für die Einfältigen begründete und den Bergson heute auch bei den «Schriftgelehrten» zu Ehren bringen will. Ich stehe auf seiner Seite. Wie weit die Logik es aber bringt, mag folgendes ergötzliches Beispiel lehren: Graf Keyserling, der Leiter der Weisheitsschule in Darmstadt, hält einen Vortrag mit der Überschrift *Geschichte als Tragödie*; ein philosophisch gebildeter und sich für sehr kirchlich ausgebender Herr aus meiner Bekanntschaft erklärt den Vortrag, noch ehe er ihn gehört, für Unsinn; Geschichte könne ja nicht tragisch sein; Gott sei die einzige Wirklichkeit, nur Gott habe daher Geschichte, die, weil göttlich, nicht tragisch sein könne; was aber hier auf Erden an Tragischem und Gräueln geschehe, sei gar keine Geschichte, weil eben nicht im höheren Sinne wirklich; es sei daher höchst oberflächlich, einen Vortrag so zu benennen.

Logik ist mit Logik unwiderlegbar. Man kann auf dergleichen nur antworten: Sie haben Recht; doch ich sehe und erlebe es trotzdem anders, und nicht nur ich und Hinz und Kunz, sondern wohl auch die Geschichtsforscher Professor X und Y und jedenfalls Poincaré, Trotzki und Mussolini. Und was Graf Keyserling anlangt, will es mir scheinen, daß er, darin Bergson geistig verwandt, aufs allererdienstvollste schon seit geraumer Zeit die Logik ihrer

angemaßten Oberherrlichkeit über die anderen Vermögen entkleide, ohne sie auf dem Gebiete ihrer rechtmäßigen Zuständigkeit anderen unterzuordnen. Hieraus aber muss, so scheint mir, eine Lehre der zweifachen Realität folgen. Auch diese Lehre ist alt. Sowohl das alte als auch das neue Testament setzen sie voraus. Die Einheit, zu der das Denken führt, ist nach ihr wirklich; aber wirklich auch das tägliche Erlebnis der Mannigfaltigkeit. Damit aber ist die Art des Verhältnisses von Mannigfaltigkeit zur Einheit noch nicht mit ausgesprochen. Und hier scheiden sich abermals die Lehren. Wir wollen die beiden wichtigsten hervorheben. Die eine geht aus vom Erlebnis, dass innerhalb der Welteinheit die Mannigfaltigkeit nicht in einem friedlichen, sturm- und kampflosen Nebeneinander wirkt und das Ganze gestaltet, sondern in einem leidensvollen Kampfe: in gegenseitigem Sichbefehden und Fressen. Sie leugnet die Realität des Leidens nicht. So ist das Christentum gesonnen; es deutet das Leiden durch den Fluch der Erbsünde und strebt nach Erlösung in einer höheren, – das heißt nicht realeren, aber qualitativ besseren Wirklichkeit. Die andere Lehre, völlig unmöglich, eine Spiegelung menschlicher Eitelkeit und Wahnens, griff im achtzehnten Jahrhundert um sich und brachte es, weil den Menschen so sehr schmeichelnd, zur Vorherrschaft. Sie lehrte die Irrealisierung, die Aufhebung des Leidens durch den Fortschritt; sie leugnete nicht sein derzeitiges Vorhandensein, wohl aber seine Notwendigkeit. Sie ist jedem tieferen Erlebnis zuwider, und tieferes Erleben der heutigen besseren Geister hat ihre Geltung bereits gehörig untergraben. Dass zur Befreiung von diesem Irrwahne die Schule der Weisheit zu Darmstadt und ihr Leiter gleichfalls beitragen, ist unter deren mannigfachen Verdiensten für mich das größte.

Die Schule der Weisheit zu Darmstadt lässt auf ihren alljährlichen Tagungen jedesmal eines der wesentlichen Themen, die den Menschengeist notwendig beschäftigen, in Vorträgen verschiedenartiger, auch einander gegensätzlicher Denker behandeln mit der offen ausgesprochenen Absicht, dass in dieser Verschiedenheit eine höhere Einheit sich ausdrücke. Das spiegelt sich dann in ihren Veröffentlichungen, dem *Leuchter*, wieder, der die Vorträge der Tagungen enthält samt einigen ergänzenden geistesverwandten Aufsätzen; namentlich haben wir hier die Jahrgänge des *Leuchters* 1923 bis 1925¹⁾ vor Augen. Das Vorwort zum ersten dieser drei Bände, vom Grafen Keyserling, ist bezeichnend: Das Thema der Tagung des Jahres (1922) hieß *Spannung und Rhythmus*; Keyserling schreibt: «Der im vorliegenden Bande veröffentlichte Zyklus stellt ein richtiges Orchesterwerk des Geistes dar. Sein Grundthema wird von keinem der neuen Redner, die im übrigen völlig selbständig ihre persönliche Weltanschauung vertreten, anders abgewandelt als im Sinne des Ganzen; dieses aber ist wiederum nur deshalb möglich, weil der Charakter der Veranstaltung jedem Teilnehmer eine solche Einstellung gibt, dass er unwillkürlich als mehr wirkt als er selbst: nämlich als Ausdrucksmittel einer höheren Einheit.» Das Thema des Jahres 1923 war übrigens *Weltanschauung und Lebensgestaltung* (s. *Leuchter* 1924), dasjenige von 1924 (s. *Leuchter* 1925) *Werden und Vergehen*; das Thema für die im

¹⁾ Verlag O. Reichl, Darmstadt.

September 1925 stattfindende Tagung wird sich, wie es heißt, um den Gegen-
satz *Freiheit und Disziplin* anordnen und eine entsprechende Benennung erhalten.

Die Schule der Weisheit erweist sich als lebendig dadurch, dass sie sich wie alles Lebendige entwickelt. Das heißt bei einer philosophischen Anstalt, dass sie sich in dem, was sie verkündet, immer mehr und mehr klärt, genauer gesprochen, dass sie sich selbst über ihre Ziele immer klarer wird und sie immer klarer auszusprechen lernt. Es mag daran, es mag vielleicht aber auch an meinem Unge-
nügen liegen, dass mich dünkt, die Bände des *Leuchters* steigerten sich von Jahr zu Jahr an Schärfe und Klarheit. Ich glaube das gerade auch den Vorträgen des Leiters abzusehen, insbesondere seiner Behandlung des Verhältnisses der Man-
nigfaltigkeit zur Einheit. Im Vortrag *Spannung und Rhythmus*, den der *Leuchter* von 1923 enthält, spricht Graf Keyserling noch in einem Gleichen. Ein jedes Gleichen hinkt, und an diesem Gleichen fällt das Hinkende geradeso wie das Überzeugende auf. Die Einheit – Graf Keyserling gebraucht den griechischen Ausdruck Kosmos – wird mit der Musik verglichen; im Kosmos wie in der Musik lösten sich die Dissonanzen und verklängen zur Einheit. Gewiss. Das Hinkende aber liegt darin, dass die Musik einem am Ohr vorüberzieht, das Leben aber im Kosmos handelnd und leidend gelebt wird. Was folgt für uns aus dem Vortrage, fragen wir: Sollen wir uns zum Kosmos ästhetisch verhalten wie zur Musik, sollen wir uns zur Beschaulichkeit retten aus dem leidvollen Kampfe, zu dem das Leben uns zwingt? Sollen wir uns durch Allverständnis über die Ein-
seitigkeit, die zum Kämpfer macht, erheben? Die Antwort liegt im folgenden Satze: «Aus all diesen Sondererwägungen folgt eine grundsätzliche Erkenntnis, dass unter den gegebenen Verhältnissen nicht Allseitigkeit, sondern vielmehr Einseitigkeit den kürzesten Weg darstellt zur Totalität. Die geistige Welt hängt unter allen Umständen zusammen. Solange aber ihre Bewegtheit im Stadium des Durcheinander, des Chaos, verharrt, kann es sich nur darum handeln, jede einseitige Bewegung so energisch durchzuführen, dass das Ganze eben dadurch gezwungen wird, durch Satz und Gegensatz hindurch einer höheren rhyth-
mischen Einheit zuzuschwingen. Freilich ist Einseitigkeit nur unter Voraus-
setzung von Jugend und Blindheit möglich, aber eben diese Voraussetzung trifft historisch und bis heute durchaus zu. Von hier aus erlebt das alte Gebot, dass man vor allem sich selbst treu sein soll, eine Bestätigung.»

Heißt es hier also etwa: «Tu, was deine Überzeugung dich heißt ohne Scheu davor, zu leiden und leiden zu machen,» so ist dieser Satz doch abgeschwächt durch die in ihm ausgedrückte Voraussetzung einer reiferen Zukunft. Die in diesem Vortrag ersehnte «ökumenische Kultur» sieht nach einer Kultur aus mit nur akademischen Gegensätzen, die ebensowenig zu Mord und Totschlag führen wie im Orchester das mitunter dissonierende Spielen von Geige, Flöte, Fagott. Überbleibsel der Fortschrittslehre verhüllen noch die Wirklichkeit, wie als Über-
bleibsel der Nacht Wolkenfetzen in der Frühe den Alpengipfel noch verhüllen. Doch es wird Tag. Und Tag, unerbittlicher Tag ist es im Vortrag *Geschichte als Tragödie* geworden, den Keyserling zwei Jahre später hält (*Leuchter* 1925). Hier wird scheulos zugegeben, dass die Geschichte nur eine Folge von bitteren und leidvollen Kämpfen sein kann. «Geschichte kann ihrem Wesen nach,» heißt es,

«niemals untragisch werden. Ihre untragischen Perioden bedeuten im Zusammenhang nicht mehr wie eine heitere Zwischenszene, von Kammerdiener und Zofe gespielt, in einem Trauerspiel. » Es geht auf Erden nun einmal schauderhaft zu. Aber, das soll uns nicht vom Mitleben abschrecken. Der tragische Held ist der Geschichtsschöpfer und Überwinder; der Tapfere will der Tragödie nicht entfliehen. Diese Auffassung ist übrigens verwandt der des bedeutenden heutigen Russen Berdjajew.¹⁾ Wenn dessen Auffassung aber völlig christlich ist, ist diejenige Keyserlings eher christentumnahe zu bezeichnen; sie weichen voneinander einseitig erheblich ab; sind aber anderseits imstande, bündnismäßig zusammenzuwirken.

Mit Andeutung solch einer Möglichkeit bündnismäßigen Zusammenwirkens ist übrigens ein Beispiel dafür gegeben, wie Unterschiede, die den Keim heftiger Gegensätze in sich tragen, zu friedlichem Zusammenklang gestimmt werden können, selbst dort, wo sich so tiefe Klüfte auftun wie in Glaubensfragen. Die Untersuchungen Keyserlings im Kapitel *Das Problem des Glaubens* seines Werkes *Unsterblichkeit* habe ich schon bei dessen Erscheinen (1907) für klassisch erklärt. Teils als Symptom, teils als wirkende Kraft haben sie seitdem in Sachen des Wandels unserer Auffassung vom Glauben geschichtliche Bedeutung gewonnen. Ihr Ergebnis ist folgendes: Irrig ist es, wie es zuvor geschah, im Glauben eine Vorstufe des Wissens zu sehen, ein unklares Wissen; Glauben ist Voraussetzung jedes Wissens; nicht nur die Mathematik beruht auf Axiomen, ein jedes Wissen beruht auf Glauben, auf der Anerkennung von etwas, nach dessen Erklärung nicht gefragt wird; und diese Anerkennung geschieht mit dem gesamten Sein, nicht mit dem oder jenem intellektuellen Vermögen; wem jeder Glaube verkümmert ist, muss geistig zerwelen; ohne Glauben sind Wissen und Handeln unmöglich; je stärker der Glaube, desto stärker die Lebensfähigkeit. Daraus aber ergibt sich, scheint mir, dass, was der Glaube anerkennt, ihm auch heilig und Wahrheit ist. Wer eigene Heiligtümer und Wahrheiten anerkennt, – und liebt, da ja sein ganzes Sein an ihnen hängt –, der wird mit Leib und Seele für sie Fremden gegenüber eintreten. So bedingt der Glaube Gestalt, Grenzen, eben jene von Keyserling im Vortrag erwähnte Einseitigkeit in stärkerem Maße, als irgendeine andere Voraussetzung sie bedingt, und stellt damit die nächste Möglichkeits schwerster Kämpfe vor; und in der Tat waren Glaubenskämpfe stets die allerschwersten. Denen aber, die Geistiges etwa zu edel wähnen, um es mit leiblichen Kräften zu verfechten, sei gesagt, was Camoës schon in seinen *Lusiaden* sang: dass der Glaubenskrieg, der Kampf um edlere Güter, edler sei als der Wirtschaftskrieg; man hat alles Recht, jenen angeblichen Verehrern des Geistigen entgegenzuhalten, dass der Bauch ein zu geringes Gut sei, um seinetwegen nur einen Tropfen Blut zu verspritzen.

Doch kehren wir nun zurück zu den Darmstädter Tagungen, auf denen das *kleine Kammerorchester* der Vortragenden die dem *grossen Weltorchester* aufgegebene dissonanzenreiche Symphonie in trefflicher Umsetzung spielt. Was gibt es uns für einen Eindruck gerade von den Glaubensgegensätzen, die, wie oben dargetan, ihrem Wesen nach die heftigsten Weltgegensätze sein müssen? Auf drei

¹⁾ S. namentlich N. Berdjajew: *Der Sinn der Geschichte*, deutsch erschienen Darmstadt 1925.

Tagungen haben, wie in den drei Bänden zu lesen, Vertreter der drei großen christlichen Konfessionen gesprochen: Protestant, römischer und griechischer Katholik; ein jüdischer Rabbiner ist zu Worte gekommen, ein Vertreter des Islam und ein buddhistischer Konvertit. Und wenn auch ihr Glaube nicht immer der Gegenstand ihrer Rede war, sie haben aus ihm heraus geredet und ihn in ihren Worten gespiegelt. Da fällt zunächst die Unvereinbarkeit von Christentum und Buddhismus in die Augen; das liegt nicht nur an der Persönlichkeit seines Vertreters, sondern am Fehlen jeder gemeinsamen tieferen Grundlage zwischen den beiden Religionen, trotzdem sie in Folgerungen, das heißt an der Oberfläche, mitunter übereinzustimmen vermögen. Einige bezeichnende Worte des Vortragenden seien hier wiedergegeben: «Es ist ja wohl klar, dass der Kampf zwischen Rom und Uruvela der letzte Kampf sein wird, den das geistige Leben der Menschheit wird auskämpfen müssen.» Und: «Wie der Kreis nur einen Mittelpunkt hat, so hat die Wirklichkeit nur einen Zugang, und aus Liebe zur Duldsamkeit einen zweiten Mittelpunkt anerkennen wollen, das ist nicht Duldsamkeit, sondern Nichtverstehen. Wer da weiß, es ist so! der sagt eben: es ist so!» Unwillkürlich denkt man an Lagardes Ausspruch in den *Deutschen Schriften*, dass Religion, so sie wirklich und lebendig ist, nicht duldsam sein kann. Man halte uns nicht das Beispiel des Brahmanismus entgegen, der mindestens ein halb Dutzend voneinander abweichernde Lehren als gleich orthodox anerkennt. Derselbe Brahmanismus hat, was außerhalb jener anerkannten Lehren stand, z.B. den Buddhismus, verfolgt, bis er diesen aus Ostindien beinahe ganz verdrängte, und es galt zu der Zeit das Gebot:

«Von der Brück' an die Schneeberg' hin, wer die Buddhas, so Greis wie Kind, nicht erwürgt, soll erwürgt werden.»

Der kriegerische Trompetenstoß des Buddhisten im kleinen Darmstädter Weltorchester entspricht tragischem Kampfgetöse im großen. Das hat auch der Darmstädter Leiter, der nicht nur dirigiert, sondern auch sein Instrument spielt, vernommen, und aus seinem Schlussvortrag auf dieser Tagung klingt ziemlich deutlich der dissonierende Ton einer Parteinahme gegen Buddha. Allein, der Buddhist hat doch nur vom Schlussringen mit Rom, mit dem römischen Katholizismus, gesprochen; was geht das etwa Protestanten an? Nun, ich, der ich nicht römisch-katholisch bin, ich fühle mich durch seine Kampfansage mitbetroffen. Und ich glaube, so wird es wohl allen Christen gehen. Dieser fernen Weltanschauung gegenüber erscheinen die Unterschiede zwischen den Konfessionen so gering, tritt das Gemeinsame zwischen ihnen so hervor, dass, wer das erlebt, anderen christlichen Konfessionen gegenüber nur brüderlich empfinden kann; die Dissonanzen, die zwischen ihnen sonst klingen, lösen sich; sie lösen sich im kleinen Weltorchester, und das stärkt uns die Hoffnung, dass es auch im großen geschehe; der konfessionelle Friede, der kommen möge, erscheint dem, der die Vertreter der verschiedenen Färbungen des Christentums hier gehört hat, wirklich vorgezeichnet und nahe.

Ja noch eine weitere, zwar schwächere, doch gleichfalls zum äußeren Frieden hinreichende Duldsamkeit erscheint mir möglich im Sinne des mir unvergesslichen Scheiks Hadj el Aid von Tuggurt, den ich vor etlichen Jahren kennen zu

lernen das Glück hatte. Er baute damals just an seinem Orte eine Herberge für bedürftige durchreisende Leute. Anders aber als sonst die Stifter derartiger im Islam beliebter Wohltätigkeitsanstalten, erklärte er, er bestimme sie nicht nur für seine Glaubensgenossen, sondern für *alle Bekenner des einigen wahren Gottes*, für Mohammedaner sowohl als auch für Christen und Juden. Der Moslem hat es vielleicht nicht schwer, zu dieser Duldsamkeit zu gelangen; sein Prophet, dieser Erzpolitiker, hat je nachdem er Duldsamkeit oder Unduldsamkeit für zweckmäßig hielt, Duldsamkeit oder Unduldsamkeit im Koran gepriesen oder verurteilt. So geht denn aus dem Koran neben dem Strome der Unduldsamkeit ein großer Strom von Duldsamkeit aus. Aber es liegt nicht nur daran, sondern es ist zwischen den drei Religionen wirklich ein Gemeinsames vorhanden, der Geschichte wie dem Wesen nach, und das hatte der Scheik gleichfalls richtig in Worte gefasst: es ist das gemeinsame Bekennen des selben Gottes. Der bibelerzogene Christ weiß, dass sein Gott und der Gott der Juden derselbe Gott und der wahre Gott, derselbe persönliche Gott, eben Gott, ist; Erweiterung seiner Kenntisse muss ihn lehren, dass es auch nicht anders mit dem Gotte der Moslim steht. Der Moslem kommt dank der Vorschriften des Korans dem Christen und Juden schon von selbst entgegen. Die religiösen Juden freilich, soweit ich sie kenne — doch ich habe nie beträchtlichere Vertreter von ihnen kennen lernen können —, überwinden wohl am schwierigsten ihren Groll gegen die beiden anderen Religionen, die für sie immer gerade wegen ihres Gemeinsamen etwas Anrüchiges, etwas von Abfall oder Ketzerei haben. Allein die Möglichkeit der Duldsamkeit ist auch hier nicht ausgeschlossen; sie ist für alle diejenigen Israeliten da, die sich auf den Mittelpunkt ihres Glaubens, den mit uns gemeinsamen Gott, sammeln.

Duldsamkeit bezeichnet nun aber noch lange kein inniges Verhältnis. Gerade dem Islam gegenüber, dem seiner Duldsamkeit wegen Duldsamkeit unsererseits am leichtesten wird, werden wir uns immer recht fremd fühlen. Der Vortrag Sadrūn Dins im *Leuchter* 1924 macht uns das recht anschaulich. Christen wird dieser Glaube bald nicht tief genug, bald zu kindlich scheinen; mich wundert, dass er heute unter Europäern Anhänger gewinnt, zumal mir alle mir bekannten gebildeten Moslim ein gewisses Ungenügen an ihm, eine gewisse Neigung zu stark nach Abfall aussehendem Modernismus verrieten; und ich glaube, dass tägliches Zusammenarbeiten mit solchen während eines bestimmten Abschnittes des Weltkrieges mir Kenntnis wenigstens der Tataren und Kaukasusmoslim gegeben hat. Was nun die Vorträge des Rabbiners Leo Bäck betrifft, im selben *Leuchter* und in dem von 1925, so wird auch dem politischen Antisemiten, so er nicht töricht ist, die Persönlichkeit jenes Juden ehrwürdig und seine Gedanken ihm selber tief verwandt erscheinen, weit verwandter als die des zu Buddha übergetretenen germanischen Europäers Paul Dahlke.

Für das erwünschte Verhältnis der christlichen Konfessionen schiene mir besser ein Wort zu taugen, das etwas Brüderlicheres als eben das kühle Wort Duldsamkeit ausdrückte. Merkwürdig belebend und erfrischend in dieser Hinsicht weht es uns aus den Vorträgen des Vertreters des östlichen Katholizismus an, des Herrn v. Arsenieff, im *Leuchter* 1924 und 1925. Graf Keyserling nennt

seinen Geist irgendwo urchristlich. Ich weiß nicht, was er damit meint. Soll urchristlich urtümlich-christlich meinen, das heißt in diesem Falle einen Geist, der einer geschichtlich einmal gewesenen, abgestorbenen und heute nicht mehr auferstehbaren Form des Christentums entspricht, so möchte ich ihm widersprechen. Hat er aber urchristlich im Sinne von wesentlich christlich, den Wurzeln des Christentums nahe, also etwas nicht von der Zeit Beschränktes gemeint, so ist das m. E. völlig richtig; denn zu diesen Vorträgen gibt es für einen Christen nur ja zu sagen.

Ist nun in diesem Aufsatze der Versuch gemacht worden, aus dem Spiele des kleinen Darmstädter Weltorchesters herauszudeuten, dass gewisse uns sehr nahe betreffende leidensvolle Dissonanzen in der großen Welt lösbar sind, oder genauer gesagt, heute lösbar zu werden scheinen, so ist nach dem versöhnlichen Eindruck, den dieser Ausblick erwecken könnte, noch einmal an die *Geschichte als Tragödie* zu erinnern, derzufolge, wenn auch einige Dissonanzen sich lösen, es nie an Dissonanzen fehlen wird. Hier hinkt das Gleichnis mit der Musik nun doch nicht. Sie braucht nur einige Takte weiter zu spielen, und wieder hat der Tonschöpfer, ja auch der Weltschöpfer, für das Aufkommen neuer Dissonanzen gesorgt, die sein Tonwerk aus sinnvollen Kompositionegründen erfordert. Trotzdem ist jede Spannungslösung Erlösung, trotzdem ist es nicht unfruchtbar, auf mögliche Lösungen hin zu arbeiten. Sie finden aber nur statt, wenn der Sinn des Ganzen es gestattet und wenn die Zeit dazu gekommen ist. Und wie in der Symphonie die Lösung von Dissonanz oft eine unsägliche Seligkeit verbreitet, die ihren Abglanz schon auf die erwartungsvollen vorigen Takte wirft, so fließen auch in unser hartes Erdenleben in den Zeiten, die solcher Lösungen harren, süße Seligkeitstropfen ein. Um ein Beispiel zu nennen: wer heute ernsthaft an das Kommen des religiösen Friedens innerhalb der christlichen Konfessionen glaubt, wird solches verspüren. Die Lösungsaugenblicke aber sind solche, von denen man das Faustwort sagen möchte: «Verweile doch, du bist so schön», oder eher, die man im richtigen Gefühle ihrer Höhe nicht überleben möchte. Wenn sie hin sind, reißt die Tragödie uns weiter fort in ihrem Wirbel. Doch um jener Augenblicke willen lohnt sich das Leben schon, das unseres Erachtens, – darin stimmen wir Graf Keyserling freudig zu, – sich auch um seiner Kämpfe willen lohnt.

OTTO FREIHERR VON TAUBE